

Theodor Fontane: Schach von Wuthenow.

Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes

Der Titel verdient Beachtung: Zunächst ein seltsamer Eigenname, und dann ein Untertitel, der zeigt, dass die Handlung nicht in der Gegenwart Fontanes spielt, wie bei der Mehrzahl seiner erzählerischen Werke, sondern in der Zeit eines Regiments, das es offenbar nicht mehr gibt, dessen Name aber als bekannt vorausgesetzt wird. Beim heutigen Leser ist das in der Regel nur noch insofern der Fall, als er den Gendarmenmarkt kennt, den schönsten Platz Berlins zwischen Französischem und Deutschem Dom, der von den ursprünglich hier befindlichen Stallungen jenes hochvornehmen, höchst selbstbewussten Kürassierregiments seinen Namen hat. Interessant ist, dass unter den Alternativtiteln, die Fontane seinem Verleger zur Auswahl vorgelegt hat, auch die einfache Jahreszahl „1806“ war. In der Tat spielt die gesamte Handlung von April bis September dieses Jahres, also stark 76 Jahre vor dem Erscheinen des Werks Ende 1882. Vergleichen wir: Das ist, wie wenn heute ein Roman erschiene, der 1939 spielt. In beiden Fällen ist das eine Zeit, die der Leser nicht, jedenfalls nicht bewusst, miterlebt hat, über die er aber noch mehr oder weniger gut Bescheid weiß. Denn wie für uns 1939 war für einen Preußen das Jahr 1806 von höchster Bedeutsamkeit. Nur so ist es möglich, dass die nackte Jahreszahl als Überschrift für eine Erzählung getaucht hätte.

Erinnern wir uns: Napoleon war dabei, sich ganz Europa zu unterwerfen; er hatte Ende 1805 in der Schlacht von Austerlitz den österreichischen Kaiser und den russischen Zaren besiegt. In Preußen war man sich noch nicht schlüssig, ob man dem Korsen entgegenkommen, sich gar mit ihm verbünden solle oder ob der bewaffnete Kampf gegen ihn zu wagen sei. Das Regiment Gensdarmes war Feuer und Flamme für den Krieg. Man sah sich noch in der Ära Friedrichs des Großen, der – erst oder schon – 20 Jahre tot war. Man hielt noch die drei (im Text mehrfach zitierten und als preußische „Glaubensartikel“ bezeichneten) Aussprüche Friedrichs hoch: „Die Welt ruht nicht sicher auf den Schultern des Atlas, als der preußische Staat auf den Schultern der preußischen Armee“; „Der preußische Infanterieangriff ist unwiderstehlich“; „Eine Schlacht ist nie verloren, solange das Regiment Garde du Corps nicht angegriffen hat“ (wofür man natürlich auch „das Regiment Gensdarmes“ einsetzte). Diese Haltung setzte sich schließlich durch: Im September des Jahres kam es zum Ultimatum an Napoleon, am 14. Oktober 1806 wurde in der Schlacht von Jena und Auerstädt das alte Preußen vernichtet. (Auch für das Regiment Gensdarmes bedeutete die Bataille das Ende: Es griff nicht in die Schlacht ein, ergab sich danach und wurde in der Folge aufgelöst.) Diese Niederlage kommt in Fontanes Buch nicht mehr vor, aber der Leser wusste natürlich – er musste und muss es wissen, um das Buch zu verstehen –, wie dicht man vor der Katastrophe stand.

Dass diese politische Lage nicht nur Hintergrund der Handlung ist, sondern dass es ganz wesentlich um sie geht, zeigen weitere Titelvorschläge, die Fontane dem Verleger gemacht

hat: „Vor Jena“, „Vor dem Niedergang“, „Gezählt, gewogen und hinweggetan“. Der letztere Titel weist schon darauf hin, dass es um einen verdienten Niedergang geht. Und so tritt auch in dieser Erzählung die im vorhergehenden Referat erwähnte Haltung Fontanes in Erscheinung: patriotische Liebe zu „Alt-Preußen“ und zugleich Kritik an Fehlentwicklungen, an „Antiquiertheit“.

Warum war für Fontane dieser geschichtliche Moment so sehr von Interesse? Man hat darauf hingewiesen, dass die Situation mit der der eigenen Zeit des Autors vergleichbar war. Wie man damals auf die friderizianische Größe zurückblickte und sich im Besitz der alten Größe wähnte, so verlieh der Sieg von 1870/71 dem Jahrhundertende ein Bewusstsein der Unangreifbarkeit, das immer fragwürdiger wurde. Und auch jetzt folgte aus dem uneinsichtigen Beharren, dem stolzen Überlegenheitsgefühl die Katastrophe, die Fontane allerdings nur ahnen konnte: der erste Weltkrieg.

Mit diesem „Zeitbild“, dem „Stück Geschichte“, das Fontane auch nach eigener Aussage geben wollte, ist nun, wie ja der schließlich gewählte Haupttitel zeigt, individuelles Erleben verbunden, so, dass beide Stränge abwechselnd im Vordergrund stehen, aber letztlich einen inneren Zusammenhang haben (auf den der weitere Titelvorschlag „Vanitas Vanitatum“ einen stichwortartigen Hinweis gibt).

Wie öfter, etwa bei „Effi Briest“, hat Fontane einen tatsächlichen Vorfall aufgegriffen, den er zunächst, so genau er konnte, recherchierte, hat dann aber Ablauf und Charaktere so stark verändert, dass es sich nicht lohnt, näher auf ihn einzugehen. (Eines nur: Dieser Vorfall fand erst 1815 statt, was wegen des beabsichtigten Zusammenhangs mit der Vor-Jena-Zeit nicht beibehalten werden konnte.) Offensichtlich war Fontane der Ausgang von der Wirklichkeit außerordentlich wichtig, aber dann entzündete sich, jedenfalls im Bereich der Individuen, seine einführende Fantasie und formte das menschliche Geschehen neu.

Die Hauptfigur dieses „Falls“ war ein Major der Gensdarmes namens von Schack. Dass Fontane statt „Schack“ die Namensform „Schach“ (die es unter den preußischen Adelsgeschlechtern auch gab) wählte, liegt daran, dass diese Form Wortspiele mit dem persischen Herrschertitel Schach (wir sagen „Schah“) und dem nach diesem benannten Schachspiel erlaubte. Den Ort Wuthenow gibt es wirklich, das bescheidene Schloss ist allerdings nach dem Modell anderer märkischer Adelsbehausungen erfunden (was zu dem drolligen Vorfall führte, dass eine Gruppe von Fontane-Fans in Wuthenow verzweifelt nach den Grundmauern des Schlosses suchte, denn wenigstens die mussten doch erhalten sein ...).

Die Erzählung (von Fontane auch als Novelle oder als Roman bezeichnet) beginnt in einem Salon. Wir sind in der Zeit, in der etwa die große Rahel Varnhagen von Ense (die in der Erzählung als Bekannte der Hausherrin erwähnt wird) die größten Geister der Epoche in ihrem Wohnzimmer zusammenzubringen pflegte. Unser Salon ist bescheidener, die Einladende ist eine Frau Josephine von Carayon, schön und viel verehrt, von bürgerlicher Herkunft, aber durch Heirat mit einem „Koloniefranzosen“, also mit einem Mitglied der starken französischen Kolonie in Berlin, in eine Adelsfamilie gelangt, auf deren Vornehmheit Madame sehr stolz ist. Der wenig attraktive Ehemann ist vor 15 Jahren nach nur vierjähri-

ger, eher schwer zu ertragender Ehe verstorben, seither lebt die jetzt etwa 38 Jahre alte Witwe in einer außerordentlich harmonischen Mutter-Tochter-Beziehung mit der etwa 17-jährigen Victoire. Das Mädchen ist von einem grausamen Schicksalsschlag getroffen worden: zunächst ein auffallend schönes Kind, das mit „kaum fünfzehn“ bei einem Kinderball unter den Augen des Königs hochselbst Aufsehen erregt hat, wurde sie kurz danach durch eine Blatternerkrankung so sehr entstellt, dass sie jetzt als ausgemacht hässlich gilt. Dabei schätzt man sie im Salon ihrer Mutter als kluge, „witzig-elegische“ Gesprächspartnerin. Am heutigen Empfangstag ist Alvensleben, ein Offizier des Regiments Gensdarmes, zugegen, aber auch der bürgerliche Verleger Sander und als interessanteste Figur der ehemalige Stabskapitän von Bülow, der sich nach abenteuerlichen Jahren im Ausland jetzt als Militärschriftsteller wieder in Berlin aufhält. Dieser Mann (der wirklich gelebt hat) beherrscht hier wie überall das Gespräch, genialisch, salopp, maßlos überheblich übt er ätzende Kritik am gegenwärtigen Preußen, einer schon vor der Reife faulenden Frucht, hasst Österreich und den Zaren, fordert den politischen Ausgleich mit dem großen Napoleon. Letztlich sieht er Preußen als Episode, die in dem kommenden Universalstaat aufgehen wird (so wie auch das in Preußen herrschende Luthertum nur Episode vor dem Zustandekommen einer Weltkirche ist). Ein Aufklärer mit großen Perspektiven also, auch wenn er, wie die meisten Rationalisten, seine sentimentalischen Nischen aufweist. Er wird von niemandem wirklich geschätzt, aber als Garant für ein stets lebhaftes Gespräch gerne eingeladen. – Bemerkenswert, dass Fontane die richtige Einschätzung der politischen Lage einer wenig sympathischen Figur anvertraut; für den Autor war offenbar die Erkenntnis, dass Preußens blindstolzes Festhalten an der Tradition verfehlt war, eine Sache der Vernunft, sein Herz fühlte anders.

Hören wir ein wenig in das Gespräch hinein, und denken wir daran, dass Fontane die lebensechte Gestaltung der Gespräche als äußerst wichtig für einen Erzähler ansah und sich selbst in diesem Punkt – zweifellos zu Recht – sehr gute Noten gab.

Text 1:

Victoire [...] drohte jetzt zu dem Sprecher hinüber und sagte: „Sie müssen wissen, Herr von Bülow, daß ich die Polen liebe, sogar de tout mon cœur.“

[...]

Er wiederholte nur: „O ja, die Polen. Es sind die besten Mazurkatänzer, und darum lieben Sie sie.“

„Nicht doch. Ich liebe sie, weil sie ritterlich und unglücklich sind.“

„Auch das. Es läßt sich dergleichen sagen. Und um dies ihr Unglück könnte man sie beinahe beneiden, denn es trägt ihnen die Sympathien aller Damenherzen ein. In Fraueneroberungen haben sie, von alter Zeit her, die glänzendste Kriegsgeschichte.“

„Und wer rettete ...“

„Sie kennen meine ketzerischen Ansichten über Rettungen. Und nun gar Wien! Es wurde gerettet. Allerdings. Aber wozu? Meine Phantasie schwelgt ordentlich in der Vorstellung, eine Favoritsultanin in der Krypta der Kapuziner stehen zu sehen. Vielleicht da, wo jetzt Maria Theresia steht. Etwas vom Islam ist bei diesen Hahndel- und Fasahndelmännern immer zu Hause gewesen, und Europa hätt‘

ein bißchen mehr von Serail- oder Haremwirtschaft ohne großen Schaden ertragen ...“

Ein eintretender Diener meldete den Rittmeister von Schach, und ein Schimmer freudiger Überraschung überflog beide Damen, als der Angemeldete gleich darnach eintrat. [...]

„Ich fürchte, Herrn von Bülow unterbrochen zu haben ...“

„Ein allerdings unvermeidlicher Fall“, antwortete Sander.

Erläuterungen:

- Und wer rettete [sc. Wien vor den Türken? Der polnische König Johann Sobieski, 1683.]

- Ein allerdings unvermeidlicher Fall [sc. weil Bülow immer redet.]

Beide Damen sind freudig überrascht überrascht über die Ankunft Schachs. Dieser schönste aller Offiziere in Berlin verkehrt regelmäßig im Hause Carayon, und man erwartet allgemein, dass er über kurz oder lang der schönen, etwa altersgleichen Witwe einen Antrag machen werde. Frau von Carayon selbst weiß nicht, ob sie darauf hoffen darf, nicht nur, weil die stolzen Offiziere in der Regel unverheiratet bleiben (Friedrich der Große meinte, seine Offiziere sollten durch das Schwert selig werden, nicht durch die Scheide), sondern auch – weil sie Schach kennt.

Die Diskussion, die jetzt beginnt, geht natürlich um die politische Lage, wobei Schach knapp und aufrecht das starke und selbständige Preußen Friedrichs des Großen verteidigt. Dann kommt man zu einem neuen Thema: dem umstrittenen Stück „Weihe der Kraft“ von Zacharias Werner, das in Berlin (von Iffland) aufgeführt werden soll. Es handelt von Martin Luther, der die Nonne Katharina von Bora aus dem Kloster heraus und in eine bürgerliche Ehe führt. Die Kontroverse darüber endet damit, dass Victoire einige der zum Stück gehörigen, im Voraus veröffentlichten Lieder singt, am Klavier begleitet von – Schach.

Danach ziehen die Herren der Runde noch in ein Lokal, nur Schach verabschiedet sich, und so wird er zum Thema der Unterhaltung. Ein Ästhet sei er, trage safrangelbe Nachthandschuhe, sei krankhaft abhängig vom Urteil seiner Standesgenossen, werde aus diesen Gründen nie eine hässliche Stieftochter akzeptieren. Regimentskamerad Alvensleben aber urteilt: „Einer unserer Besten“, echt und unverstellt lebe er die Ideale der Ritterlichkeit. Für Bülow hingegen ist er ein Pedant und Wichtigtuier, Verkörperung der preußischen Beschränktheit. Wir sehen hier ein Beispiel für Fontanes Multiperspektivität: Zwar hat die Erzählung durchaus einen auktorialen Erzähler, der einiges aus seinem Fundus preisgibt, in einem Fall sogar eine der Figuren anredet, öfter Gedanken der Figuren (vor allem Schachs) referiert, aber entscheidene Wertungen bekommen wir von ihm nicht. Wie Schach zu beurteilen ist, müssen wir uns nach den Urteilen der verschiedenen Personen (es werden noch viele Äußerungen folgen) und natürlich aus seinem Verhalten selbst zurechtlegen.

Am nächsten Tag lädt Schach die beiden Damen Carayon, und, weil sie gerade da ist, Tante Marguerite, die naiv-adelsstolze Schwester des verstorbenen Carayon (welche die Funktion der komischen Figur im Drama hat), zu einer Kutschfahrt ein. Victoire wählt als Ziel Tempelhof, damals ein Dorf in der Nähe von Berlin. Zunächst führt Schach Madame am Arm, unter sehr persönlichen Komplimenten für sie und Schmähungen über von Bülow, den egozentrisch-frustrierten Besserwisser. In der Dorfkirche aber, vor dem angeblichen Reli-

efbild eines Ritters aus dem Templerorden, auf den der Name des Orts zurückgehe, verbindet eine gemeinsame Sympathie für diesen tragisch untergegangenen Orden Schach mit der „zutraulich“ plaudernden Victoire. Er lobt ihren Scharfsinn („und der Ton dieser Worte traf ihr Herz und zitterte darin nach“) und reicht nun ihr den Arm. Schach bekennt, er könne sich vorstellen, als Templer gelebt zu haben und gestorben zu sein, und das Gelübde der Ehelosigkeit wäre ihm kein Hindernis gewesen. Als sich die beiden aber wieder dem Dorf nähern, wechselt der Rittmeister ohne Begründung die Begleiterin und nimmt wieder den Arm der Mutter. Victoire verfärbt sich in einem plötzlichen Argwohn: Er hat getauscht, weil er nicht mit einem blatternarbigem Mädchen an seiner Seite von den Leuten gesehen werden wollte! Dass diese Vermutung sie so heftig erschüttert, sie, die sich damit abgefunden hat, dass das Schicksal sie „auf ein bloßes Pflichtteil des Glücks gesetzt“ hat, zeigt, wie es in ihrem Herzen aussieht.

Wenig später ist Schach bei einer Art Herrenabend bei Prinz Louis Ferdinand eingeladen. Dieser Neffe Friedrichs des Großen ist durch zwei Eigenarten berühmt und berüchtigt: Seine Tollkühnheit im Kampf hat ihm die Verehrung der Offiziere gewonnen, seine offene erotische Libertinage erzeugt in ihnen eine gewisse Distanz. Er ist das Haupt der Kriegspartei, hat aber auch Bülow eingeladen, und es kommt zu brillanten Auseinandersetzungen und medisanten Erörterungen. Ich beschränke mich auf einen, für die Erzählung folgenreichen, Gesprächsausschnitt. Der Prinz kommt auf die Carayons zu sprechen, die er seit jenem Kinderball nicht mehr gesehen hat, und zeigt Neigung zu einer erneuten Begegnung. Schach teilt, unangenehm berührt von dem Interesse des Frauenhelden, die Veränderung von Victoires Äußerem mit; ein „gewisser Reiz der Erscheinung“ sei ihr allerdings geblieben, der für Momente den „Zauber ihrer früheren Tage“ wiederaufleuchten lasse. Darauf fängt der Prinz an, über Schönheit als solche zu schwadronieren, alles sei schön und nichts, er zitiert „le laid c'est le beau“ und zählt fünf Kategorien der Schönheit auf, darunter die Beauté du diable, bei der das Innerliche den Ausschlag gebe, nicht die fade Wohlgestalt, und dies sei doch die Schönheit par excellence. So der Prinz, zu dem der adels- und hierarchiebewusste Schach bei allen sittlichen Vorbehalten gebannt emporblickt.

Kurz nach diesem Diner beim Prinzen findet auf dem Tempelhofer Felde eine grandiose Revue statt, eine glanzvolle Parade des gesamten Heeres, die von der Bevölkerung mit besonders großer Begeisterung gewürdigt wird, weil sie die eigene Kraft Preußens vorführt, von der allein die meisten die Rettung aus der bedrohten Lage erhoffen. Ein alter Offizier allerdings, der die Carayonschen Damen begleitet, meint am Ende: „Wir werden diese Pracht nicht wiedersehen. Es ist die Abschiedsrevue der fridericianischen Armee.“

Victoire erkältet sich auf dem Tempelhofer Felde und bleibt deshalb, als die Mama abends ins Schauspiel fährt, ganz allein zu Hause. Sie liest den Brief ihrer Freundin Lisette, der sie von ihrem Argwohn gegen Schach berichtet hat und die ihr nun rät, sich zu entscheiden: entweder ihre gute Meinung von Schach fallen zu lassen oder aber ihm zu vertrauen als einem Mann von Ehre. Und gerade da klingelt es: Schach möchte sich nach dem Befinden der Damen erkundigen, und das Mädchen lässt ihn nach kurzem Zögern ein. Es kommt zu einem grundlegenden Gespräch über die traurige Situation der durch ihr Aussehen so benachteiligten jungen Frau; sie nennt sich, in Anlehnung an ihren Leidensgenossen Mi-

rabeau, der ebenfalls von Pockennarben entstellt war, mit bitterem Lachen „Mirabelle“, was sie ironisch mit „Wunderhold“ übersetzt. Diese Klage und dieses Wort lösen nun in Schach eine plötzliche Bewegung aus.

Text 2:

„Sie dürfen so nicht lachen, Victoire, nicht so. [...] Der Prinz hatte doch recht, als er enthusiastisch von Ihnen sprach. Armes Gesetz der Form und der Farbe. Was allein gilt, ist das ewig Eine, daß sich die Seele den Körper schafft oder ihn durchleuchtet und verklärt.“

Victoires Lippen flogen, ihre Sicherheit verließ sie, und ein Frost schüttelte sie. [...]

„Victoire, Sie tun sich unrecht. [...] Ich beschwöre Sie, fassen Sie sich und glauben Sie wieder an Ihr Anrecht auf Leben und Liebe. War ich denn blind? In dem bittren Wort, in dem Sie sich demütigen wollten, in eben diesem Worte haben Sie's getroffen, ein für allemal. Alles ist Märchen und Wunder an Ihnen; ja Mirabelle, ja Wunderhold!“

Ach, das waren die Worte, nach denen ihr Herz gebangt hatte, während es sich in Trotz zu waffnen suchte.

Und nun hörte sie willenlos und schwieg in einer süßen Betäubung.

Die Zimmeruhr schlug neun, und die Turmuhr draußen antwortete. Victoire, die den Schlägen gefolgt war, strich das Haar zurück und trat ans Fenster und sah auf die Straße.

„Was erregt dich?“

„Ich meinte, daß ich den Wagen gehört hätte.“

„Du hörst zu fein.“

Aber sie schüttelte den Kopf, und im selben Augenblicke fuhr der Wagen der Frau von Carayon vor.

„Verlassen Sie mich ... Bitte.“

Wir sehen: Im Text wird an einer Stelle eine gewisse Zeitspanne übersprungen, und danach spricht Schach Victoire mit du, nicht mehr mit Sie an. (Das Mädchen, das die Haare in Ordnung bringen muss, bleibt allerdings beim Sie.) Wir verstehen, was in der Zwischenzeit passiert ist. Nicht nur hier ist Fontane in sexualibus äußerst diskret, man denke an „Effi Briest“. Der Leser fragt sich aber schon, ob ein solcher Vorgang dem als mustergültiger Kavalier, als Mann von Ehre gepriesenen Schach wirklich zuzutrauen ist. Der Autor bringt zur Motivierung des unerwarteten Verhaltens sehr betont die Äußerungen des Prinzen ins Spiel. Man erinnert sich auch daran, dass Victoires „witzig-elegische“ Art, in der sie soeben brilliert hat, von den Herren schon immer als reizvoll empfunden wurde. Dass auf der anderen Seite die verliebte, aber doch wohlerzogene Victoire die Annäherung duldet, soll durch die Aufforderung der Freundin, sich jetzt für oder gegen Schach zu entscheiden, plausibler gemacht werden. Und sie hat ja auch ein wenig Fieber. Reicht das als Erklärung? Man muss sicherlich über erkennbare Motive und Anstöße hinaus die Spontaneität des Moments in Rechnung stellen, des Moments, der einen „das Richtige wählen lässt“, wie Victoire in einer anderen Situation geäußert hat. (Ob es hier „das Richtige“ war, ist natürlich sehr zu fragen.) Fontane lässt sie später im Rückblick sagen: „In die letzten und geheimsten Trieb-

federn anderer oder auch nur unserer eignen Handlungsweise hineinzublicken, ist uns versagt.“ Es ist wohl nicht nur die Dezenz, die Fontane dazu führt, den entscheidenden Vorgang auszusparen, sondern er schafft so auch eine größere Offenheit, die der Begrenztheit unserer Deutungsfähigkeit entspricht.

Schach, der sich wie ein Schwerenöter an Frau von Carayon vorbei aus der Wohnung geschlichen hat, unternimmt in der Folgezeit nichts, um die Beziehung zu Victoire zu klären, er verhält sich, als wäre nichts geschehen, wahrt eher eine gewisse Distanz und widmet sich mehr als bisher „großen Häusern“ hochadliger Familien. Zwei Ereignisse beherrschen jetzt die Szene. Das romantisierende Luther-Stück „Weihe der Kraft“ erlebt seine Uraufführung und wird äußerst kontrovers aufgenommen. Und dann beschließen die Offiziere der Gensdarmes, endlich wieder einmal Furore zu machen, und veranstalten eine Travestie auf das Stück: eine rasende Schlittenfahrt auf ausgestreutem Salz durch Berlins Mitte, auf den Schlitten Luther, Katharina von Bora und die mit ihr aus dem Kloster geschiedenen Nonnen, johlend und trinkend – ein wilder, derber Spaß (wenn auch bei Fontane weniger derb als die historische Schlittenfahrt, von der wir einen genauen Bericht haben). Die eher pubertäre, nach Aufsehen gierende Aktion illustriert die Dünkelhaftigkeit des Eliteregiments. Bezeichnend für die Überheblichkeit der Offiziere im militaristischen Preußen ist die Reaktion auf die Frage, was mit dem vielen teuren Salz geschehen solle. „C’est por les domestiques. – Et pour la canaille.“

Schach hat an dem Mummenschanz, der seinem Gefühl widerstreitet, nicht teilgenommen, immerhin auch nichts dagegen unternommen. Victoire aber bricht zusammen: Das also war die Sphäre, in der sie aufgegangen war, in der sie „an Liebe geglaubt hatte“. In tiefer Depression beichtet sie schließlich der Mutter, was geschehen ist. Und der Leser kann aus ihrem Zustand erschließen: Das Mädchen ist schwanger.

Dass Frau von Carayon dies nicht untätig hinnimmt oder gar Victoires Opferbereitschaft unterstützt, versteht sich: Sie kämpft als Mutter für ihr geliebtes, ohnedies schon so bemitleidenswertes Kind, sie will aber auch ihre Teilnahme an der Gesellschaft, die ja ihr Leben ausmacht, nicht verlieren – eine uneheliche Geburt würde die Carayons aus dieser Gesellschaft ausschließen. Sie verlangt von Schach, ohne großes Moralisieren (man hat den Eindruck, auch zwischen ihr und Schach habe es früher schon mehr als gemeinsame Kutschfahrten gegeben) dass er, wie auch immer seine Gefühle beschaffen seien, das Verhältnis legitimisiert, und dieser stimmt zu, kühler und förmlicher allerdings, als man das erwarten dürfte. Man plant sofortige Verlobung, baldige Hochzeit und dann eine mindestens einjährige Reise nach Italien (das Schach heiß liebt) – wohl um die vorzeitige Zeugung des Kindes zu verschleiern. Danach soll Victoire eine Zeit lang auf Wuthenow leben, von Schach so oft wie möglich besucht, und dann wird sich die Aufregung der Leute gelegt haben.

Aber da ergreift der Erzähler das Wort: „Armer Schach! Es war anders in den Sternen geschrieben.“ Was passiert? In der Stadt tauchen Karikaturen auf, die Schach lächerlich machen sollen: Der persische Schach mit den Zügen des Rittmeisters, der zwischen zwei weiblichen Gestalten, unverkennbar den Damen Carayon, zu wählen hat. Oder derselbe Schach nach einer Schachpartie zu Füßen der Gewinnerin, und darunter: „Schach matt“. Eine Racheaktion von Regimentskameraden wohl, die die Gelegenheit wahrnahmen, dem ober-

lehrerhaften Rittmeister, man denke nur an seine Distanzierung von der Luther-Persiflage, eins auszuwischen. Schach, dem das gesellschaftliche Ansehen so viel bedeutet, ist wie vernichtet, und statt die Verlobung bekannt zu geben, flieht er auf das Familiengut Wuthenow. Das Nachsinnen am Ort seiner Kindheit, inmitten beruhigender Natur führt nicht weiter als zu einem Zwiespalt: Es ist ihm klar, was seine Pflicht ist. Aber ihn schaudert vor der Vorstellung, hier auf dem platten Lande ein unsäglich langweiliges Gutsherrenleben verbringen zu müssen, er, der von einer Existenz als einflussreicher Ratgeber an prinziplichen Höfen träumt. Und er sieht in der Ahnengalerie lauter hohe Militärs, deren Namen zum Teil mit großen Kriegstaten verbunden ist – in ihre Reihe müsste er, wenn er jetzt seinen Abschied nähme, als bloßer Rittmeister einrücken. (Die vereinbarte Option, dass er heiratet, aber im Dienst bleibt, wird hier und danach nicht mehr erwogen.) Und dann die Frauenporträts: lauter schöne Damen – wenn er Victoire für ein Bild in der Galerie malen lassen würde, müsste er dem Meister sagen: „Machen Sie’s gnädig!“ Schließlich stellt er sich vor, er würde seine Braut in einem jener hohen Häuser, die ihm so viel bedeuten, vorstellen und müsste hinter seinem Rücken die geflüsterte Frage hören: „Est-elle riche?“ (Will sagen: Die muss ja schon sehr reich sein, dass er sie bei dem Gesicht nimmt.) Nein, das geht einfach nicht.

Frau von Carayon, die von den Karikaturen nichts mitbekommen hat, ist über Schachs Wortbruch zutiefst empört. Ihre Tochter, ein Spross der Familie Carayon, die einst mit Königen versippt war, deren Ahnen sich schon bei den Kreuzzügen hervorgetan haben, soll von einem märkischen Dorfadligen gedemütigt werden? Sie weiß ein Mittel, sich zu wehren: Durch einen Vertrauten des Königs, den sie seit Kindertagen als Gast ihres Elternhauses kennt, erwirkt sie eine Audienz bei Seiner Majestät. Dem ist die Rechtsgleichheit ein hohes Gut, dünkelfhafte Offiziere, und seien sie vom Regiment Gensdarmes, sind ihm ein Gräuel, und er schätzt das eheliche Glück, wie er es mit Königin Luise erlebt (Fontane lässt sich, wenn es um das Königspaar geht, gerne von der verklärenden Hohenzollern-Überlieferung beeinflussen). So findet die Dame gnädiges Gehör. Schach wird zum König gerufen und bekommt zu hören:

Text 3:

„Habe Sie rufen lassen, lieber Schach ... Die Carayon; fatale Sache. Spiele nicht gern den Moralisten und Splitterrichter; mir verhaßt; auch meine Verirrungen. Aber in Verirrungen nicht stecken bleiben; wiedergutmachen. Übrigens nicht recht begreife. Schöne Frau, die Mutter; mir *sehr* gefallen; kluge Frau.“

Schach verneigte sich.

„Und ihre Tochter! Weiß wohl, weiß; armes Kind ... Aber enfin, müssen sie doch charmant gefunden haben. [...] Aber das ist *Ihre* Sache, geht mich nichts an. Was mich angeht, das ist die honnêteté. *Die* verlang’ ich.“

Fontane versucht, die verschiedenen Idiome realistisch aufzunehmen, Domestiken sprechen breite Mundart, der englische Groom Schachs englisch, das Tantchen berlinert vornehm usw. So gibt er auch dem König Friedrich Wilhelm III. die Sprechweise, deren er sich der Überlieferung nach bediente.

Schach muss also heiraten oder seinen Abschied nehmen, was ihm unerträglich wäre.

Nachdem auch die Königin dem schönen Offizier ins Gewissen geredet hat, muss er sich entscheiden.

Text 4:

Die gnädigen Worte beider Majestäten hatten eines Eindrucks auf ihn nicht verfehlt; trotzdem war er nur getroffen, in nichts aber umgestimmt worden. Er wußte, was er dem König schuldig sei: *Gehorsam!* Aber sein Herz widerstritt, und so galt es denn für ihn, etwas ausfindig zu machen, was dem Befehle seines Königs und dem Befehle seiner eigenen Natur gleichmäßig entsprach. Und dafür gab es nur *einen* Weg. Ein Gedanke, den er schon in Wuthenow gefaßt hatte, kam ihm jetzt wieder und reifte rasch zum Entschluß, und je fester er ihn werden fühlte, desto mehr fand er sich in seine frühere gute Haltung und Ruhe zurück. „Leben“, sprach er vor sich hin. „Was ist leben? Eine Frage von Minuten, eine Differenz von heut‘ auf morgen.“ Und er fühlte sich, nach Tagen schweren Druckes, zum ersten Male wieder leicht und frei.

Fontane ist kein Ken Follet, der bis zum letzten Moment den Leser auf die Folter spannt und dann mit einem Knalleffekt überrascht. Schon hier erfahren wir also, wie die Sache endet. Schach erklärt den Damen sein Einverständnis zur Hochzeit, er formuliert: Er wolle alles tun, das Geschehene „durch Gesetzlichkeit auszugleichen“. Für die Details der Hochzeitsvorbereitung interessiert er sich nicht, redet dafür in einer ungewohnten Phantastik von der geplanten Reise, von einer Fata Morgana, die zwischen Sizilien und Malta den geheimnisvollen Kontinent im Süden lebhaft vor Augen treten lasse und dergleichen. Victoire, die in den letzten Tagen richtig aufgeblüht ist, jubelt dabei, aber dann überkommt es sie bang: Nur eine Fata Morgana.

Die Hochzeit findet ausnahmsweise an einem Freitag statt, dem Unglückstag. (Das ist eines der zahlreichen vorausdeutenden Details, die Fontane einstreut, schon früh tauchen Zypressen und Immortellen auf etc. – eine Manier, die heute vielen ein wenig trivial erscheint.) Schach ist während der Hochzeitsfeier sehr versöhnlich, auch Frau von Carayon legt ihren Groll ab und stellt das alte Verhältnis wieder her, sodass Victoire beinahe eifersüchtig wird. Die Mutter sagt: „Dies sind unsere letzten Minuten“, „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen.“ Sie denkt dabei an die einjährige Hochzeitsreise, die morgen beginnen soll. Wir ahnen die tiefere Bedeutung. Dann fährt sein Wagen vor – und er verfärbt sich. Der Abschied von Victoire ist rührend. Der süße Klang ihrer Stimme bezaubert ihn auch jetzt, er kehrt noch einmal um und küsst sie: „Auf Wiedersehn, Mirabelle.“ Der König hatte recht: Es war genug Anziehendes an ihr für eine glückliche Ehe – wenn es nur um sie beide gegangen wäre ...

Die Selbsttötung erleben wir aus der Sicht der Diener auf dem Kutschbock: Sie hören kurz vor Schachs Wohnung einen Knall aus dem Inneren des Wagens, Qualm strömt heraus, der Groom ruft: „Heavens, he is dead.“

Mit diesem Hieb Schachs durch den für ihn unlösbaren Knoten endet die Handlung schlagartig. Es folgt nur noch eine Art Epilog in Form von zwei Briefen: der eine von Bülow, der andere von Victoire. Der eine bringt den politisch-gesellschaftlichen Aspekt abschließend zur Geltung, der andere führt die persönliche Handlung zu Ende.

Bülow schreibt im September, kurz vor der Schlacht von Jena, an den Verleger Sander. Er hat natürlich recht gehabt, was die politische Entwicklung betrifft: der Krieg ist da und wird ein böses Ende nehmen. Den Fall Schach analysiert er mit beißender Schärfe und nimmt ihn als einen „abnormen Fall“, der nur in der „nachgeborenen fridericianischen Armee“ vorkommen konnte; die kennt nämlich statt echter Ehre nur Dünkel, sie hält sich fest an bloßen Äußerlichkeiten. Die falsche Ehre, die hier wirksam war, macht den Einzelnen vom Urteil der Gesellschaft, vom „Gesellschaftsgötzen“ abhängig. An derselben Welt des Scheins, an der Schach zugrunde gegangen ist, wird auch Preußen, das den Kopf so lange in den Sand gesteckt hat, zugrunde gehen. Der Autor scheint Bülow weitgehend Recht zu geben. Das hat ja schon die bewusste Wahl des Jahres 1806 für die Tragödie Schachs gezeigt. Und er kommentiert in einem Brief ausdrücklich: „Alles (sc. in Schachs Geschichte) ein Produkt der Zeit, ihrer Anschauungen, Eitelkeiten und Vorurteile.“

Victoire schreibt im August 1807, also fast ein Jahr nach der militärischen Katastrophe, die bei ihr aber kaum erwähnt wird, an ihre Freundin Lisette, die uns als vertraute Korrespondentin schon bekannt ist. Sie schreibt aus Rom – vielleicht hat sie Schachs Hochzeitsreise-Vorbereitungen ausnutzen können, um ihr Kind fern von Berlin zur Welt zu bringen. Auch sie führt beim Versuch, der Freundin das Rätsel aufzulösen, den Spott der Welt an, den Schach auch in seinem Abschiedsbrief (wir erfahren erst hier von einem solchen) beklagt hat. Aber sie hält für wichtiger, dass dieser auf Äußerliches, auf Glanz in großen Häusern eingestellte Mann einfach nicht für die Ehe geschaffen war, und verweist u.a. auf seine Worte auf dem Ausflug nach Tempelhof – ein Leben als Ehemann hätte einfach nicht funktioniert. (Diese Begründung hat mit der anderen gemeinsam, dass sie mit gesellschaftlichem Ansehen zu tun hat.) Sehr gut kommt Schach dabei nicht weg, er war wohl ein „guter Mensch“, aber weder ein Mann von „superiorem Charakter“ noch von „hervorragender geistiger Bedeutung“, und seine Vorstellungen von einem großen Leben als Halbgott an prinziplichen Höfen wirken ziemlich medioker. Aber es kommt dann auch der Satz vor: „Da liegt das Kind und schlägt eben die blauen Augen auf. *Seine* Augen.“ Und sie spricht von Glück. Ja, sie hat erlebt, was sie sich für immer versagt glaubte: Liebe. Zumindest sie hat geliebt, und er hat ihr in seinem Brief dasselbe versichert; das versieht sie wohl mit einem Fragezeichen, lässt es aber mit einem „vielleicht“ immerhin stehen.

Am Ende des Buches stehen also wieder, wie schon am Anfang, Beurteilungen von Schach durch andere Personen, formuliert wieder im mühelos-eloquenten Parlando der gebildeten Mitglieder der Gesellschaft. Die Hauptperson wird nicht nur sozusagen direkt, durch Erzählertext oder inneren Monolog, gezeigt, sondern auch im Spiegel der Eindrücke und Überlegungen der Menschen, die mit ihm zu tun hatten. Auf diese Weise erhalten wir zwar ein einigermaßen konsistentes Gesamtbild, aber dieses hat doch eine Fülle von Nuancen und Facetten, aus denen wir unsere eigene Vorstellung von dem Individuum und seiner Motivation gewinnen können. So erscheint es legitim, dem Offizier, der das alte Preußen zwar historisch irrig, aber ehrlich-loyal hochhält, ein Quantum Respekt zu zollen. Selbst Bülow, von Anfang an sein schärfster Kritiker, schreibt nach seiner Kritik an dem falschen Ehrenkult: „All das spiegelt sich auch in diesem Schach-Fall, in Schach selbst, der, all seiner Fehler unerachtet, immer noch einer der Besten war.“ Und es erscheint legitim, dem Los

des Mannes, der sieht, dass er seiner „Natur“ nicht entkommt, eine gewisse Tragik zuzubilligen. Auch der Erzähler hat ja ausgerufen: „Armer Schach! Es war anders in den Sternen geschrieben.“

Ein überraschender Akzent bleibt noch für den Schluss. Das Kindchen Victoires war sterbenskrank, sie hat es in die Kirche Araceli zu dem berühmten Bambino, dem Jesuskind, gebracht, und dass es danach wieder gesund wurde, betrachtet sie als ein Wunder. Die Zuwanderin aus Preußen, dem Land des nüchternen Protestantismus (von dem Fontane meint, dass er nicht alle Bedürfnisse des menschlichen Herzens befriedige), zeigt eine entschiedene Neigung zur alten Kirche. „Denn nicht nur alt ist Araceli, sondern auch trostreich und labevoll, und kühl und schön.“

Angesichts dieses Glücks (sehr weit entfernt von der Berliner Gesellschaft) ist das Opfer Schachs vielleicht doch nicht sinnlos gewesen. Auf jeden Fall aber hat das Los der armen Victoire, die kein Anrecht auf das Schöne im Leben mehr zu haben glaubte, noch eine glückliche Wendung genommen, und kein Fühlender wird es ihr missgönnen.